

Einleitung.

Heines „Bermischte Schriften“ erschienen in drei Bänden im Oktober 1854. Außer den hier folgenden Abhandlungen brachte das Werk noch eine Abteilung „Gedichte“, welche bereits im zweiten Bande dieser Ausgabe abgedruckt worden sind¹.

Ursprünglich hatte Heine der Arbeit einen viel geringern Umfang geben wollen als später. Im März 1852 dachte er zuerst daran, die Pariser Artikel, die er in den Jahren 1840–43 für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben hatte, gesammelt herauszugeben. „Ich muß die Zusätze der Redaktion ausmerzen“, äußerte er damals; „da die Zeichen gewöhnlich unrichtig, muß ich selbst meine Arbeiten aus dem Wust herausklauben, wenn nicht alles verloren sein soll. Meine armen Augen! Alte Wäsche — aber doch Goldwäsche. Jedenfalls kommt etwas dabei heraus.“ Heine war indessen gar nicht mehr im Besitze seiner Aufsätze, und da er auch die Rechnung der „Allgemeinen Zeitung“ verloren hatte, in welcher die Aufsätze nebst den Nummern des Blattes verzeichnet waren, so sah er sich genötigt, erst von dem Baron Cotta sich seine eigenen Arbeiten wieder zusammenstellen zu lassen (Brief an diesen vom 26/3. 1852). Es scheint, daß er mit viel Befriedigung die alten Blätter wieder durchlas, wenigstens schrieb er am 7. Juni 1852 an Campe: „In meinem Geiste formiert sich ein Buch, welches Blüte und Frucht, die ganze Ausbeute meiner Forschungen während einem Vierteljahrhundert in Paris sein wird und, wo nicht als Geschichtsbuch, doch gewiß als eine Chrestomathie guter publizistischer Prosa, sich in der deutschen Litteratur erhalten wird“. Er hoffte noch in demselben Jahre zwei Bände liefern zu können, doch als Campe alsdann aus buchhändlerischen Rücksichten darum bat, die Veröffentlichung des Werkes nicht bis zum Schluß des Jahres zu verschieben, schrieb Heine, daß er sich auf eine Zeitbestimmung nicht einlassen könne. „Nachdem ich die vorhandenen gedruckten Artikel mit großer Mühe aus den Augsburger Kataomben hervorgesucht, finde ich sie durch Jenfur

¹ Vgl. ferner die Aufstellung über die Reihenfolge derselben in den Lesarten des vorliegenden Bandes.

und Zusätze so entstellt, so versäuet, daß ich nur den kleinsten Teil davon gebrauchen kann und auch diesen nach alten Brouillons, die ich glücklicherweise wieder aufgefunden, mit Not und Mühe restaurieren muß; ganz ungedruckte Aufsätze muß ich zeitgemäßer wieder umarbeiten, einen großen Teil Neues habe ich bereits hinzugeschrieben, ich möchte fast sagen hinzugebüchelt, und Sie begreifen nicht, welche höllische Arbeit ich habe, um das noch Fehlende zu erschwingen und durch einen besonnenen Guß ein harmonisches Ganze hervorzubringen“ (12/8. 1852). Heine machte hierauf seinem Verleger genaue Vorschläge über Titel, Bogenzahl, Honorar etc., aber dieser zeigte sich wenig willfährig; und nachdem er manches Wenn und Aber angehört hatte, erklärte Heine am 12. Sept. 1852, daß er sein Angebot für abgelehnt halte. Er ließ sich auch mit keinem andern Verleger ein und dachte noch weniger daran, nach Campes Vorschlag das Werk auf eigene Kosten herauszugeben. Vielmehr ließ er es liegen, und erst im Frühjahr 1854, als Campe eine kleine Spannung zu beseitigen suchte, die durch diese Angelegenheit und andre zwischen ihm und Heine hervorgerufen war, wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen. Unser Dichter zeigte sich nun sehr entgegenkommend, indem er einen neuen ganzen Band hinzufügen wollte, ohne ein höheres Honorar zu verlangen, und ohne Campes endgültige Zustimmung abzuwarten, sandte er sofort ein großes Stück des Manuskriptes nach Hamburg. Da der Verleger aber wochenlang zögerte, ehe er dem kranken Dichter den Empfang der Arbeit meldete, so geriet dieser in die größte Aufregung; er hat wiederholt vergeblich um eine Mitteilung und ließ endlich durch Vermittelung des Fürsten Büdler das Manuskript wieder zurückfordern. Campe schrieb hierauf offenbar einen etwas empfindlichen Brief, doch endlich kam es zum Ausgleich; er scheint auf Heines Honorarforderungen, deren Höhe wir nicht kennen, eingegangen zu sein, wofür dieser aber zu den Pariser Berichten noch so viel Neues hinzufügte, daß sie zwei ganz stattliche Bände ausmachten. Campe versprach dafür, eine zweite Auflage mit 2000 Mark Banco honorieren zu wollen. Aber eine zweite Auflage ist nicht erschienen. Ende Juni übersandte Heine den Rest des Manuskriptes bis auf einige Kleinigkeiten, und im Juli begann der Druck, bei welchem er noch den Verdruß hatte, daß ein Setzer oder Korrektor auf einen Korrekturbogen, den man ihm schickte, höchst beleidigende Randbemerkungen schrieb. Es ist dies bezeichnend für den großen Haß, der damals gegen Heine verbreitet war.

Vorübergehend dachte Heine daran, die Schrift „Shakespeares Mädchen und Frauen“ den „Bermischten Schriften“ noch einzuverleiben (Bd. V), und auch das „Waterloo-Fragment“ (Bd. VII) sollte hier ursprünglich

Platz finden. „Ich gab es ungern“, schrieb Heine, als er es von Campe zurückerbat (22/4. 1854), „da es, aus dem Zusammenhang gerissen, leicht mißverständlich werden kann von Böswilligen, und es stört die Harmonie des ersten Bandes.“ Die „Geständnisse“, welche diesen Band eröffnen, hielt Heine für eine höchst wichtige Lebensurkunde, die in der Welt viel „Aufsehen machen“ werde (15/4. 1854); er meinte, daß die Einheit seiner Werke und seines Lebens hierdurch besser werde begriffen werden (1/8. 1854), und betrachtet die Abhandlung gleichsam als einen Vorläufer seiner „Memoiren“ (7/3. 1854). Dies günstige Urteil wurde glänzend gerechtfertigt durch den Erfolg, den die Übersetzung der Schrift in der „Revue des deux mondes“ errang (Heft vom 15/9. 1854). Heine hatte diese Übersetzung in großer Eile herstellen müssen und wollte in der Korrektur die Stilverbesserungen anbringen; aber die Leitung des Blattes nahm sich selbst der Sache an, besserte und kürzte, und als Heine die Nummer zu Gesicht bekam, glaubte er vor Schrecken „rasend zu werden“. Bald aber tröstete er sich, als er wahrnahm, daß der Artikel trotz der Verstümmelung „die ungeheuerste Furor“ machte, ja als ihm der Leiter des Blattes gar sagte, daß noch niemals ein Artikel ein so großes Aufsehen erregt habe. „Ich kann Ihnen dies nicht ohne Schadenfreude schreiben“ (heißt es in dem Brief an Campe vom 21. September 1854), „denn eben dieser Pöbel stellte mein Freund Julius Campe ein so schlechtes Prognostikon.“ Bald darauf erschien dann eine unrechtmäßige Rückübersetzung der „Geständnisse“ in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 21. bis 26. September 1854, Beilage Nr. 264—269. Heine war darüber sehr aufgebracht; man hatte ihm gesagt, sein Werk sei „hunds-föttig miserafel“ „in das plumpte Bairisch“ übersetzt worden, und er besürchtete, daß seine „Reputation“ hierdurch Schaden leiden werde. Das Schlimmste war aber, daß die „Allgemeine Zeitung“ in der Beilage Nr. 270 vom 27. September eine Art Nachwort brachte, in welchem sie den Dichter, den sie soeben geplündert hatte, heftig verunglimpfte. Das Publikum hege seit langer Zeit nur noch ein pathologisches Interesse für Heine, außerdem aber zeigten seine „Geständnisse“, daß er weit zurückgeblieben sei und sich über das gegenwärtige deutsche Geistesleben nicht mehr auf dem Laufenden erhalten habe. Dieser Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ erregte offenbar großes Aufsehen; in einer Besprechung der „Wölnischen Zeitung“ ward darauf zurückgegriffen und ebenso in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“. Campe erließ ein Zirkular, in welchem er ungeschickterweise den Schein erregte, als ob unser Dichter sich über jenen Artikel zu Tode ärgere. Heine kam übrigens bald auf die richtige Vermutung, daß weder der Hauptleiter des Blattes, Dr. Kolb,

noch der Baron Cotta von den gegen ihn gerichteten Beleidigungen etwas gewußt haben könnten. Ihm ward die Genugthuung zu teil, daß Cotta ausdrücklich sein Bedauern über jenen Artikel aussprach, und Kolb traf durchaus keine Schuld, da ihn schwere Krankheit von seiner Berufsthätigkeit fern hielt. — Noch mag hier eine Briefstelle ausgehoben werden, in der sich Heine über seine Schätzung des Judentums mit besonderem Hinweis auf die Darstellung in den „Geständnissen“ äußert. Er schreibt am 5. Oktober 1854 an Joseph Lehmann: „Ich darf vom alten Vorurteil gegen die Juden mich nicht leiten lassen. Ich glaube, wenn man sie Geld verdienen läßt, so werden sie wenigstens dankbar sein und uns weniger übervorteilen als die christlichen Kollegen. Eine große Zivilisation des Herzens blieb den Juden durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtausenden. Ich glaube, sie konnten deshalb auch so schnell teilnehmen an der europäischen Kultur, weil sie eben in betreff des Gefühls nichts zu erlernen hatten und nur das Wissen sich anzueignen brauchten. Doch das wissen Sie alles besser als ich, und es mag Ihnen nur als Wink dienen zum Verständnis dessen, was ich in meinen ‚Geständnissen‘ gesagt habe.“ — Auch die „Götter im Exil“ wurden von unbefugter Hand aus der Anfang 1853 in der „Revue des deux mondes“ erscheinenden französischen Übersetzung ins Deutsche zurücküberseht¹. Auf Heines Wunsch, daß sein Verleger Campe deshalb einen Prozeß anstrengen möge, scheint dieser nicht eingegangen zu sein, zumal Heine selbst mit der Sache nicht belästigt werden wollte. Auch dieser Artikel in der „Revue des deux mondes“ fand sehr großen Beifall und brachte dem Dichter mehrere Verlagsangebote ein, die er aber ablehnte. — Den kleinen Aufsatz über „Ludwig Marcus“ schätzte Heine hoch; er begleitete ihn mit folgenden eigentümlichen Worten, als er ihn an Campe übersandte: „Wenn Sie diese Dankrede lesen, so lassen Sie sich vorher von Ihrer Frau ein Kissen geben und lesen Sie das Werk knieend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen so guten Stil anzubeten. Ich überzeugte mich mit Freuden, daß fast der ganze zweite Teil anbetungswürdig ist in stilistischer Beziehung.“ — Den wichtigsten Teil des Werkes bilden aber die Pariser Berichte über Politik, Kunst und Volksleben, denen Heine den glücklichen Titel „Lutetia“ gab. Er spricht wiederholt von der Höllearbeit, die ihm die Zustutung, Sichtung und Zusammenstellung der alten Artikel verursachte, und er wollte durchaus nicht zulassen, daß man dies Werk mit den „Französischen Zuständen“ auf eine Stufe stelle. Jenes Werk sei monoton, entbehre aller humoristischen Be-

¹ Die verbannten Götter, von Heinrich Heine. Berlin, Hempel, 1853.

wegung, und es sei weder von Kunst, noch Litteratur, noch Volksleben darin die Rede, es biete eine thatsächliche Erzählung der Tagesereignisse ohne politischen Fernblick, „den der Keuling damals noch nicht haben konnte“ (Brief vom 24/8. 1852); dagegen glaubte er hier ein historisches Aftenstück zu geben, die Ergebnisse seiner Forschungen während eines Zeitraums von 25 Jahren, ein Werk, das trotz der gaukelnden Abwechslung der Themata doch eine geschlossene Einheit habe und ein Geschichtsbuch sei, das den heutigen Tag ansprechen und in der Zukunft fortleben werde (15/4. 1854). Über den politischen Gehalt des Werkes äußert sich Heine folgendermaßen: „Was Sie über Ludwig Philipp sagen, mag seine Wichtigkeit haben, aber in meinem neuen Buche ist er bloß Staffage, obgleich ich vor einigen Wochen noch nachträglich etwa anderthalb Druckbogen über ihn schrieb, die sehr interessiren werden. Der Held meines Buches, der wahre Held desselben, ist die sociale Bewegung, welche Thiers, als er auch Deutschland aufposaunte, plötzlich entfesselte, und welche Guizot vergebens zurückzudrängen suchte. Diesen Stoff behandelt mein Buch; er entfaltet sich am meisten in den Jahren 40—43; die Februarrevolution ist nur der Ausbruch der Revolution, und ich könnte wohl mein Buch mit Recht eine Vorschule derselben nennen.“

Vielleicht wird es manchem auffallen, daß Heine die drastisch geschilderten Persönlichkeiten stets mit ihrem wahren Namen anführt. Darüber äußert er sich (am 3/8. 1854) folgendermaßen: „Die ‚Lutetia‘ hat ihr inwohndes Interesse, und man wird allenfalls sich darüber aufhalten, daß die Karikaturen, die darin vorkommen, ihre Eigennamen behalten; es wäre mir leicht gewesen, statt Herr Leo Monsieur Schleo zu setzen, aber das sind feige Concessionen, die keiner machen darf, der stark ist. Die verbündeten Mittelmäßigkeiten mögen immerhin die Gewatterschaft schonen; ich gehöre zu keiner solchen Kompanie, die sich einander trägt und belorbeert und Schuld daran ist, daß die tüchtigsten Kerle in Deutschland nicht aufkommen und beachtet werden können.“ Man vergleiche hierzu auch das Gedicht „Guter Rat“ (Bd. II, S. 74, Nr. 39). — Heine war mit dem ersten Band der „Lutetia“ weniger zufrieden als mit dem zweiten, er glaubte aber, daß die Vorzüge dieses letzteren die Schwächen des ersteren durchaus aufwiegen würden. Große Sorgfalt verwandte er auch in diesem Falle auf den Stil; „das Buch wird hoffentlich eine Chrestomathie der Prosa und der Bildung des Stils für populäre Themata sehr förderlich sein“ (an Campe, 7/3. 1854). Und da er überzeugt war, daß es sein letztes Werk bleiben werde, so konnte er sich bei der Feilung nie genugthun, indem er sowohl großen Wohl- laut als eindringliche Klarheit und Schärfe des Ausdrucks zu erzielen suchte.

Unter den Kritiken, die uns über das Werk zu Gesicht gekommen sind, befindet sich kaum eine von Bedeutung. Meist wird in oberflächlichem und wegwerfendem Tone über den Dichter abgeurteilt, teils ebenso oberflächlich gelobt. In den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“, 1855, Stück 5—8 wird ausführlich über die „Geständnisse“ berichtet und insbesondere über die darin enthaltene Darstellung des Judentums. Der Verfasser nimmt hieran den größten Anstoß und befiehlt vom christlichen Standpunkt aus die „Anmaßungen“ Heines. Einige Stellen mögen als Beleg dafür hier angeführt werden:

„Eben die Heineschen Geständnisse und deren Aufnahme zeigen den vorgeschrittenen guten Stand des jüdischen Antichristianismus, wie viel er sich herausnehmen zu dürfen glaubt und herausnehmen darf. G. Heine hat rüftig mitgethan im jüdisch-antichristianistischen Turnieren und Minieren; jetzt hebt er — seltsam genug, da er eben von seinem Christgewordensein spricht — offen, feck, stolz, ja hochmütig und prahlend die Fahne des Judentums hoch über das Christentum empor und ist voll des Ruhms seiner jüdischen Abstammung als der edelsten der Welt, alle anderen Stämme gegenüber dem israelitischen tief herabsetzend — vielleicht vertrauend, daß die Gegenrede ausbleiben oder leicht zum Schweigen gebracht verhallen werde. . . .

„Wir sehen Heine gefangen im Wesen des Judentums, und der Umstand, daß er, nach seiner Weise Christ und fromm geworden und bekennend, so davon sich wieder fangen ließ, mag einen tiefen Einblick darin gewähren. Seine tiefen Einblicke fehlen. Hätte er sich die ‚Gene auflegen‘ mögen, sich einigermassen ernstlich mit dem freimachenden Evangelium, der ‚evangelisch-lutherischen Religion‘ und den Schriften der Urheber derselben zu beschäftigen: sollte er nicht zu einer richtigern und tiefern Auffassung gelangt sein? Er hat ganz recht, das Neue Testament ist ihm noch nicht ganz, will sagen ganz und gar nicht klar. Er hat es gelesen und — um seines eigenen Ausdrucks, wo er einst im Übermut von beschränkten Lesern sprach, uns zu bedienen¹ — doch nicht erfahren, was darin steht. Dem Apostel Paulus, so tief er im Judentum gesteckt hatte, waren die Offenbarungen Christi über dessen wahres Wesen offenbar geworden. Nicht höher, als er es thut, kann man die providentielle, die Weltstellung Moses und Israels anschlagen, er aber blickt wirklich in die Tiefe und faßt daher richtig auf, und unser Neuchrist und neuer Apostel Moses und des Judentums faßt nicht richtig auf, weil er nicht in die Tiefe blickt, und es steht schief um seine Auffassung, weil er freilich

¹ Die letzten drei Worte fehlen im Original.

die Taufe, aber doch kein Christentum hat'. Er sieht nicht, was der Heidenapostel sah, die geschichtliche und providentielle Bedeutung und Stellung Christi und des Evangeliums, den so klaren als tiefen Zusammenhang der Erscheinung des Erlösers und der Verkündigung des Evangeliums mit Moses und dem Gesetz. Auf dem Apostel fußend, sahen dann auch ‚die Urheber der evangelisch-lutherischen Religion‘ klar und tief hinein und stellten deshalb gleich ihm jenes Israel als abschreckendes und warnendes Beispiel eines gottbegnadigten und ungöttlichen, dem unverstandenen Gotteswillen in hochmütigen Einbildungen pharisäischer Gerechtigkeit hartnäckig widerstrebenden Volkes dar, statt dieses Israel als ein Muster für alle Völker und ein Prototyp der ganzen Menschheit zu rühmen und anzupreisen.“

Auch in den von Gustav Freytag und Julian Schmidt herausgegebenen „Grenzboten“, 13. Jahrgang, 1854, Bd. IV, S. 67 ff. und S. 161 ff. erschien eine wenig gerechteste Besprechung; absolute Frivolität wird als der Grundzug des Werkes hingestellt und alles von oben herab vornehm abgethan. Nur stilistische Eleganz und überraschende Einfälle werden gerühmt, aber, fährt der Verfasser fort, „von politischer Einsicht, von politischer Gesinnung und Überzeugung ist bei ihm durchaus keine Rede. Er setzt seiner augenblicklichen Laune und Stimmung nicht den geringsten Widerstand entgegen.“ Die Besprechung schließt: „Wie dem auch sei, das Talent soll man anerkennen, auch wenn man es tadeln muß, und die zahllose Menge, die Heine unterhält und belustigt, wird ihm viele seiner Sünden vergeben“. — Am besten ist noch die von Hermann Marggraff herrührende Besprechung in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, 1854, Nr. 50. Freilich nimmt auch dieser Kritiker an vielen Dingen Anstoß; er rügt namentlich das Hervordrängen von Heines Ich und das rücksichtslose Eingehen auf das Privatleben der von ihm besprochenen Personen. Hierauf bringt er aber auch manches anerkennende Wort. Wir heben folgende Stellen aus der Besprechung hervor:

„Den übrigen Inhalt anlangend, soweit er es nicht mit Persönlichkeiten und der eigenen Person Heines zu thun hat, wollen wir allerdings zugeben, daß er in vielfacher Hinsicht für diese Argernisse entschädigt. Diese drei Bände enthalten in der That manche geistreiche und feine Bemerkungen und, was wir noch höher schätzen, manche Spur gesunden Menschenverstandes. Bei der Beurteilung politischer Situationen und Männer beneift Heine oft einen sehr richtigen Blick, einen verständigen Instinkt, der ihn auf die richtige Fährte bringt. . . . Der Ausruf ‚Die Götter im Exil‘ gehört zu jenen poetisch-phantaistischen, sinnreichen Capriccios, in denen sich Heines Talent im schönsten Lichte und von der

vorteilhaftesten Seite zeigt. Diese liebenswürdige Pöce ist in der besten Manier Heines verfaßt und wird von jedermann mit großem Genuß gelesen werden. Die folgende Pöce ‚Die Göttin Diana‘ (Nachtrag zu den ‚Göttern im Exil‘) ist die Fabel einer Pantomime, die in derselben Weise wie sein Tanzpoem ‚Faust‘, nämlich auf Arregen Lumleys entstand. Für die Bühne ist jedoch kein Gebrauch davon gemacht worden, was wir auch sehr erklärlich finden, da diese phantastisch-mythische Komposition aus Rätheln besteht, welche das Publikum selbst an der Hand des ausführlichsten Kommentars zu lösen außer stande sein würde. In dem den Schluß des ersten Bandes bildenden Aufsatz ‚Ludwig Marcus‘ schildert uns der Verfasser einen jener still für sich hinlebenden merkwürdigen jüdischen Gelehrten etwa von dem Gepräge des nun auch verstorbenen Gufrauer, die in einem wunderbaren Gegensatz stehen zu den jüdischen Schöngelstern und den jüdischen Tageschriftstellern und Wit- und Wortspiellieferanten. Marcus starb zu Paris in einer Privatheilanstalt, wohin er in Folge eines plötzlichen Anfalls von Wahnsinn geschafft worden war. Leider schwächt die bekannte, über Tische und Bänke springende und aus einer Ecke in die andere fahrende Manier Heines die Wirkung des Aufsatzes. Heine kann nie bei der Sache bleiben, nie seinen Gegenstand erschöpfen und konsequent verarbeiten. Daher ist es ihm auch niemals gelungen, oder er hat vielmehr niemals daran denken können, ein größeres als Ganzes dastehendes Dichterwerk zu liefern: kein Drama (denn seine dramatischen Erstlingsversuche sind ebenfalls nur lyrische, wie zufällig in Szenen abgetheilte Phantasien), keinen Roman, kein Epos. Ja, er kann nicht einmal eine Biographie schreiben, wie dieser Lebensabriß des Ludwig Marcus beweist. Kaum hat er unser Interesse für ihn zu erregen gewußt, so läßt er ihn auch schon fallen und erzählt uns dafür von dem ehemaligen ‚Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums‘, von M. Moser, von Mendavid und Gans und den Butterbröden mit Lachs, nach denen dieser immer zuerst gelangt habe. Wie ein Kind greift Heine bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstande, der gerade sein Auge reizt, beschäftigt sich mit ihm eine Zeitlang, wirft ihn dann weg oder zerbricht ihn und greift wieder nach einem andern. Man fühlt sich daher auch alle Augenblicke versucht, ihm wie einem Kinde auf die unnützen Hände zu schlagen.

„Noch eine Liebhaberei Heines tritt in diesem Aufsatz recht schlagend hervor, seine Sucht, sich mit Juden und Zudengenossen zu beschäftigen. Auch in seinen Briefen aus Paris, welche die beiden letzten Bände füllen, ist dies der Fall. Immer sind es jüdische Männer, bei denen er am liebsten verweilt, auf die er immer wieder zurückkommt, möge er sie nun

feiern oder sich über sie lustig machen. Was er über das Judentum, den alten Jehovah, die Bücher des Alten Testaments sagt, gehört auch in der That zu dem Schönsten in seinen ‚Gefändnissen‘, ja es ist vielleicht das einzig wirklich Lesbare darin. Aber später christlich getauft und zum großen Teil aus christlicher Bildung hervorgegangen, in den Zaubern christlicher Romantik befangen, wenn auch mit einer andern scharfen Ede seines Doppelwesens gegen sie gerichtet, hat sich Heine auf einen Standpunkt erhoben, der eigentlich gar kein Standpunkt ist, ihm aber doch gestattet, sich nach allen Seiten hin frei zu bewegen. Wenn er jetzt dem Protestantismus und dem großen Werke Luthers, ‚des gewaltigen Mannes mit der Art‘, das Wort geredet, zollt er wenige Minuten darauf ‚als Denker, als Metaphysiker‘ der Konsequenz der römisch-katholischen Dogmatik seine ‚Bewunderung‘. Hierin liegen nun freilich die wunderlichsten Widersprüche; Heine erkennt dem Protestantismus das Verdienst zu, die Bibel in aller Hände gebracht zu haben und der Grundstein der deutschen Philosophie gewesen zu sein; aber er verschweigt, daß mit der allgemeinen Ausbreitung der Bibel die römisch-katholische Dogmatik auf die Dauer nicht bestehen kann, und daß das katholische Dogma ein Todfeind des metaphysischen Denkens ist. Er dringt sogar auf ein milderes, unparteiischeres Urtheil über die Jesuiten und behauptet, daß man sie selbst ‚ein Bißchen jesuitisch‘ behandelt habe. Er hat insofern recht, als die Menschen immer einen Schreckpopanz und einen Sündenbock haben müssen, auf den sie ihre eigenen Gebrechen und Verbrechen ablagern, einen Prügeljungen, der die Prügel, welche sie verdienen, für sie in Empfang nehmen muß. Heine begeistert sich gelegentlich für den Judaismus, aber er sagt den Juden mitunter die allerschlimmsten Dinge. ‚Die Geldkräfte der Juden‘, sagt er einmal, ‚sind in der That groß, aber die Erfahrung lehrt, daß ihr Geiz noch weit größer ist.‘ Und: ‚Ich bin überzeugt, nie hat Israel Geld gegeben, wenn man ihm nicht gewaltsam die Zähne ausriß, wie zur Zeit der Valois. Hier und da freilich gibt es Beispiele, daß die Eitelkeit die versteckten Taschen der Juden zu erschließen verstand; aber dann war ihre Liberalität noch weit widerwärtiger als ihre Knickerei.‘ Er redet der Judenemanzipation das Wort, aber nicht jener, ‚die in unsern Tagen manchmal so ekelhaft geistlos durchgeträtscht wird, daß man das Interesse dafür verlieren könnte‘.

„Diese Freiheit seines Standpunkts bewahrte sich Heine auch in andern Dingen. . . . Heine dachte und schrieb ganz im Sinne des damaligen französischen Gouvernements. Er sang Ludwig Philipps Lob; natürlich, er aß ja Ludwig Philipps Brot; aber er zog sich im ganzen mit guter Manier aus dem Handel. Er wirft mitunter scharfe Seitenblicke

auf die falsche innere Politik, auf die offizielle Beförderung der Korruption und des egoistischen Materialismus, auf den gefährlichen Grundsatz Ludwig Philipps: teile, wenn du herrschen willst! der, auf die Parteien in der Deputiertenkammer angewendet, zuletzt die Herrschaft des Orleansiden aller Stützen und Freunde beraubte. Heine sagte zu wiederholten Malen den Umsturz voraus; er hat, wie er selbst sagt, nicht das Gewitter beschrieben, sondern die Wetterwolken, die es in ihrem Schoße herantrugen. Er erkannte den unsichern Halt, welchen die unmittelliche, egoistische und korrumpierte Bourgeoisie der Herrschaft Ludwig Philipps gewährte. . . .

„Wie sehr viele der durch das Wendejahr 1830 zu politischen Schriftstellern umgewandelten Talente, namentlich aus dem Volke Israel, hat auch Heine stets eine ganz besondere Sympathie für Frankreich an den Tag gelegt. Er sagt selbst in der Vorrede zum zweiten Bande: ‚Daß das aufrichtige und großmütige, bis zur Fanfaronade großmütige Frankreich unser natürlicher und wahrhaft sicherer Alliierter ist, war die Überzeugung meines ganzen Lebens‘, und er erklärt es als ein patriotisches Bedürfnis, daß er seine ‚verblendeten Landsleute über den treuloßen Blödsinn der Franzosenfresser und Rheinliebbarben‘ aufgeklärt habe. Über das ‚bis zur Fanfaronade großmütige‘ Frankreich! Großmütig vielleicht deshalb, weil es uns noch nicht mit Haut und Haaren aufgefressen und nur ein so kleines saftiges Lendenstück wie das schöne Elsaß nebst Lothringen verpeißt hat — jenes Elsaß, welches, einst so reich an intellektuellen Kräften, die deutscher Litteratur und Kunst zugute kamen, jetzt uns geistig fast ganz abgestorben und zu einem kümmerlichen Zwitterding verkrüppelt ist. . . .

„Es liegt die Antipathie gegen die Engländer wohl auch in seinem Blute, seiner Bildung und geistigen Richtung. Heine ist ein Mann des Esprit, versetzt mit nur zu vielem deutschen derbkörnigen Cynismus. Sein Humor hat gar nichts Englisches, beugt sich vor keinem Sittengesetz, seiner Autorität, zeigt sich unbändig in Worten und Anschauungen und respektiert nichts außer seinem Gelüste, zügellos zu sein. Der englische Humor bewegt sich auch mit voller, dreister Freiheit, aber nur in gewissen Grenzen, die er nie überschreitet, die er sich selbst zieht. Durch diese englische Respektmäßigkeit fühlt sich Heine höchlich geniert. . . .

„Man darf nicht verkennen, daß Heine allerdings Ursache hat, Frankreich dankbar zu sein. Es gewährte ihm ein Asyl, selbst Unterstützung, als er Deutschland den Rücken wenden mußte, nachdem jene gegen das Junge Deutschland geschleuderte Maßregel auch ihn betraf, wodurch nicht bloß seine vorhandenen Schriften, sondern im voraus auch alles, was späterhin aus seiner Feder fließen würde, mit Zinterdikt belegt wurde. Das hieß freilich ihn auch finanziell zu Grunde richten, und man darf es

ihm daher nicht allzu hoch als Sünde anrechnen, wenn er seine Feder fortan im französischen Interesse arbeiten ließ. Heine ist ganz und gar nicht undankbar. Er vermeldet in seinem Zueignungsbrief an Büdler-Muskau, der dem zweiten Band zur Vorrede dient, seinen Respekt dem Fürsten von Metternich, weil dieser, wie Büdler-Muskau ihm erzählte, bei der Lektüre der Heineschen Gedichte zuweilen Thränen vergossen habe. Ach, es waren diplomatische Thränen, die Heine, wenn er im Stande wäre, zu weinen (was wir nicht wissen), mit den Thränen, die ihm jene Bundesmaßregel abgepreßt haben dürfte, reichlich genug vergolten hat. Bei all seiner Dankbarkeit bewahrt Heine aber auch den Franzosen gegenüber seinen freien Standpunkt. Er stellt Deutschland oft sehr hoch über Frankreich; namentlich will er von der französischen Poesie gar nichts wissen. Er sagt:

„Unausstehlich sind mir, wie die Metrik, so die Verse der Franzosen, dieser parfümierte Quark! Wenn ich jene sogenannte poésie lyrique der Franzosen betrachte, erkenne ich erst ganz die Herrlichkeit der deutschen Dichtkunst.“

„Von den Franzosen sagt er:

„Die Franzosen behalten immer den Leichtfinn der Jugend, und soviel sie auch gestern gethan und gelitten, sie denken heute nicht mehr daran, die Vergangenheit erlöschet in ihrem Gedächtnis, und der neue Morgen treibt sie zu neuem Thun und neuen Leiden. Sie wollen nicht alt werden, und sie glauben vielleicht die Jugend selbst zu erhalten, wenn sie nicht ablassen von jugendlicher Begeisterung, jugendlicher Sorglosigkeit und jugendlicher Großmut!“

„Heine hatte freilich diese Großmut an sich selbst kennen und schätzen gelernt, und was man sonst auch von den Franzosen halten mag, an großmütigen Aufwallungen, die bei uns zu Lande sehr selten sind, fehlt es ihnen nicht. Deutschland wäre gegen einen verfeimten französischen Dichter nicht so großmütig verfahren als Frankreich gegen Heine. . . .

„Wir würden aus den ‚Pariser Briefen‘ noch manches Treffende und treffend Gesagte, manche malerische Schilderung, wie die der wahnfinnigen Pariser Tanzorgien, die selbst Heines Anstandsgefühl in Aufruhr versetzen, manchen sehr ergötzlichen Wit und Spaß ausziehen können, aber auch manche schlechten Witze, widrige Frivolitäten und rohe Cynismen, die uns allen Spaß verleiden. Einzelne Witze sind so trivial, daß man nicht begreift, nicht wie ein geistreicher Mann auf sie verfallen, aber wie er sie niederschreiben und sogar drucken lassen kann. . . . Daß er den Kommunisten die Wahrheit sagt, mag ganz in der Ordnung sein, daß er sie aber mit Ausdrücken wie ‚Lumpengefindel‘ zc. beehrt, Ausdrücken,

die nichts Litterarisches mehr haben, das verlegt den guten Ton, den man, wenn nicht den Kommunisten, doch dem Leser und dem Stil schuldig ist. Wenn erst mit solchen Ausdrücken in der Litteratur geschneehallt wird, dann möge jeder seinen eigenen Kopf wahren. Heine rühmt sich ja selbst gelegentlich seiner Verdienste um die Revolution; diese kann ja aber bei den Elementen, über die sie verfügt, konsequent durchgeführt, immer nur einen kommunistisch-sozialistischen Charakter haben. Eine gewisse Partei wird daher auch Heine zu dem kommunistischen ‚Gefindel‘ werfen, so sehr er sich dagegen auch sträubt, und obchon er von der Notwendigkeit einer Waschung spricht, wenn ihm das Unglück widerföhre, einem solchen pöbelhaften Kommunisten die Hand reichen zu müssen....

„Heine, der so vermessend war wie Nebukadnezar selbst und von der unbegrenzten Machtvollkommenheit des menschlichen Willens so maßlose Vorstellungen hatte wie irgend ein junger Dozent Hegelscher Richtung, erkennt jetzt freilich, wenn wir seinen ‚Geständnissen‘ glauben wollen, ein Wesen an, das höher und mächtiger ist als er. Es ist ihm bange geworden vor seiner Gottähnlichkeit und vor sich selbst. Aber wir haben gesehen, mit welchen animalischen Elementen auch seine jetzige bußfertige Stimmung versetzt ist, und daß er noch immer Genialität und Tugend für zwei miteinander unverträgliche Dinge hält. Dem Genie erkennt er das Recht zu, auf alles und alle loszusündigen. Wir wollen ihm jedoch seine jetzigen priapischen Obscönitäten und seine frivol-skandalösen Klatschereien aufs beste auslegen, als bloße böse Angewohnheiten, die er nicht los werden kann. So war auch dem ‚Vater‘ Wieland, der doch ganz andere Sittenbegriffe hatte und ein durchaus tugendhafter Bürger und Familienvater war, die Lüsterheit zuletzt so zur zweiten Natur geworden, daß er, wie schon Schiller ihm vorwarf, in seinen Produktionen ohne sinnliche Wendungen nicht mehr auskommen konnte. Wieland hatte sich ein Publikum herangezogen, das dergleichen bei ihm suchte, und Heine ist in einem ähnlichen Falle; er weiß, daß ein großer Teil seiner Leser, vielleicht der größte, ein neues Buch von ihm nur in der Voraussetzung kauft und liest, durch skandalöse Plaudereien im Heineschen Geschmack ergötzt und unterhalten zu werden. Heine versichert, vielleicht nicht ohne Ironie, daß er vor seinem Publikum immer den größten Respekt gehabt habe; und das Publikum, d. h. das spezifisch Heinesche, scheint gar nicht zu merken, welche eine Beleidigung für seinen Geschmack hierin liegt. Mephistopheles macht mit entsprechender Geberde einen Kratzfuß vor seinem Publikum, und dieses bedankt sich bestens bei dem diabolischen Schelm.“